



Leseprobe aus:

THILO VON TROTHA

PIONIERE REITEN LOS

Ein Leben in zwei Deutschland



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.lau-verlag.de

© 2016 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

THILO VON TROTHA

PIONIERE REITEN LOS

Ein Leben in zwei Deutschland



**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95768-173-7

© 2016 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

Internet: www.lau-verlag.de

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagentwurf: Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

Satz und Layout: Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

Druck- und Bindearbeiten:

GK Druck Gerth und Klaas GmbH & Co. KG, Hamburg

Printed in Germany

Inhalt

Sowjetische Besatzungszone und DDR

7

Flucht und zögernde Ankunft

37

Corps Borussia und SPD

81

Helmut Schmidt und Deutscher Herbst

151

Redenschreiber

201

Die Wiedervereinigung und ihre Folgen

219

Sowjetische Besatzungszone und DDR

Es ist nicht fertig. Vieles muss noch getan werden an dem Haus meiner Freude. Dem Haus, gebaut 1583, das mich 70-Jährigen jung erscheinen lässt. Ich bin auch nicht fertig, bin unfertig wie das Haus und werde es bleiben, selbst wenn die letzten Handwerker gegangen sind. Das blaue Zimmer mit den Fenstern über Eck riecht noch nach Farbe. Der Schreibtisch steht seit drei Tagen. Die Sonne scheint von Süden her auf die alten Dielen mit dem faustgroßen Brandloch, das schon war, als ich das Haus, dem Verfall nahe, vor zwei Jahren gekauft habe. Der Blick geht über die Wiese, die anschließende Weide, den Acker bis zum Waldrand, der den Horizont gibt. Prignitz, den Namen dieser Landschaft habe ich vor zwei Jahren zum ersten Mal gehört, ebenso den Ortsnamen Penzlin. Oder der Blick wandert nach links über den kleinen Balkon, der noch bepflastert werden muss, an der Trauerweide vorbei über die tiefroten Blätter einer wilden Pflaume zur Scheune, deren Tore noch gestrichen werden müssen.

Noch sind sie grau. Grau wie der Kasten der Freudlosigkeit, der kleine Papp-Koffer, in dem alles war. Alles was ich bei meiner Hals-über-Kopf-Flucht aus Weimar besessen habe. 15-Jährige tragen nicht viel bei sich, wenn sie ins Abenteuer aufbrechen. Zwei Hemden, kurzärmelig, eins rot-weiß, das andere blau-weiß kariert. Wäsche, ein paar Schuhe. In Nonnenberg habe ich sie weggeworfen, die graue Schachtel des Aufbruchs, die klein, mir aber nie zu klein war.

Was hineinpasste, genügte mir. Die Kindheit gehörte nicht hinein. Die war zurückgeblieben in Weimar.

In dem stattlichen Haus, das meine Großmutter um 1900 gekauft hatte. Als Einfamilienhaus, wie sie erzählte. Ich kannte es nur mit drei Etagen eines Doppelhauses in der Thomas-Müntzer-Straße. Großmutter Helene war eine energische und kluge Frau. Sie ahnte, verlorene Kriege bedeuteten Flucht und Flucht bedeutete die Einquartierung fremder Leute. Sie ließ das Haus früh genug in ein Mietshaus umbauen. Oben wohnte Familie Meffert, ganz oben Großvater und unten wir.

*

Trapp, trapp, trapp, die Wohnungstür aufgerissen, die obere Hälfte Milchglas, lange Pflanzen in großen Schwüngen eingraviert. Trapp, trapp, die fünf Stufen herunter. Die schwere Haustür aus Holz quietscht in den Angeln. Rechts herum die paar Meter gepflasterten Weges zwischen Haus und Knallbeerhecke bis zur Straße. An der hohen Fliederhecke vorbei, links die Thomas-Müntzer-Straße entlang zur Schule. Ich bin nicht traurig und nicht fröhlich. Die Schularbeiten habe ich nur zum Teil gemacht. Ein normaler Tag. Die Zöllnerstraße überquert, die Schwabenstraße rechts rein. Was ist da los? Die Shakespeare Straße voller Menschen, zu dieser Zeit? Ein Trauerzug bewegt sich langsam Richtung Engelsring. Ein russischer Trauerzug, er ist sehr lang. Blaskapelle vorweg, Soldaten zu Fuß dahinter. Dann Zivilisten. Auf dem mit roten Fahnen geschmückten hohen Planwagen liegt der Tote. Ich habe noch nie einen Toten gesehen. Auch diesen kann ich nicht sehen, der Wagen ist zu hoch. Ich sehe nur den Sarg. Und sehe, er ist offen. Russen werden im offenen Sarg zu Grabe getragen.

Ich muss weiter. Zur Pestalozzi-Schule sind es wenige hundert Meter. Der Unterrichtsbeginn ist verschoben. Wir versammeln uns auf dem Hof, um eine Fahnenstange herum. Rechts von meiner Klasse stehen die Großen, links die ganz Kleinen. Wo sie zusammenstoßen, ist zu sehen, gut einen halben Meter wächst der Mensch zwischen der ersten und der achten Klasse. Wir stehen nicht im Kreis sondern im Carré. Vögel fliegen über den Schulhof. Die Zweige der Bäume stehen still. Es regnet nicht, es scheint keine Sonne. Die Schüler sind quirlig, schubsen einander, treten verstohlen den Nachbarn.

Jetzt kommt der Direktor. Ich höre nicht, was er sagt, sehe nur: sie schaffen es nicht. Sie haben die Fahne am Seil des Fahnenmastes festgemacht, aber sie schaffen es nicht, sie hochzuziehen. Irgendwo muss es klemmen. Hierzulande klemmt es immer irgendwo. Sie schaffen es bis zur Hälfte des Mastes, dann geben sie auf. Die Fahne hängt schlaff am Stamm. Ich feixe und erzähle zu Hause: „Nicht mal die Fahne kriegen sie bis oben hin.“

Nunni lacht: „Nein, das ist ausnahmsweise in Ordnung. Halbmast ist ein Zeichen der Trauer.“

2

Nunni, eigentlich Erika, wurde bis zu ihrem Tode so genannt. Wolfdietrich, der Älteste, hatte diesen Namen in einem Alter erfunden, in dem Kinder erstmals „Mama“ sagen. Nicht nur wir drei, alle nannten sie so, die sie liebten. Kinder sehen nicht, ob ihre Eltern schön sind oder häss-

lich. Nunnis Schönheit habe ich erst viel später entdeckt. Ihr Temperament, ihre Lebensfreude, ihre Bereitschaft zu lachen waren so selbstverständlich wie die Bäume im Garten und der Rasen zwischen ihnen. Wie schlank sie war, sah ich erst, als ich die vielen Dicken bemerkte. Ihre heitere Stirn habe ich erst erkannt, als mir die Furchen unter der Frisur anderer Menschen auffielen. Die Harmonie ihrer Kinn-Nase-Augen-Ohr-Partie fiel mir erst auf, als ich die Langeweile in anderen Gesichtern entdeckte. Es gab vielleicht noch schönere Frauen als Nunni, aber nur ganz wenige.

Trotz harter Lebensanforderung schön zu bleiben, war eine Gabe. Nunni hatte sie. Medizin durfte sie nicht studieren, ihr Vater, mein Großvater, der oben wohnte, wollte es nicht. Wenige Monate nach ihrer Heirat zog mein Vater als Offizier in den Krieg. Unvorbereitet auf ein Erwerbsleben musste sie nach dem Krieg drei Kinder mit Brosamen ernähren, die zwischen Trümmern lagen. Erschütternd war für uns Kinder ihr Tatterich, wie wir es nannten, die epilepsieartigen Anfälle, die ihren ganzen Körper durchzuckten und ihr oft das Bewusstsein nahmen.

Mein Vater fiel als Kommandant des 1. Panzerregiments nahe Taganrog. Da, wo der Don ins Asowsche Meer strömt. Er starb am 20. Juli 1944, dem Tag, an dem Stauffenberg das Attentat auf Hitler unternahm. Er hieß Wolfheinrich, ich kannte nur Bilder von ihm. Bilder eines Mannes mit sehr milden Zügen, ein ovales, feines Gesicht. Nachdenklicher Blick aus tiefbraunen Augen. Alles Bilder in Uniform. Sie stand ihm gut. Für mich war er ein Held.

Später habe ich erfahren, er schrieb fast jeden Tag einen Brief an Nunni, aus Polen, Russland, Rumänien, Italien, Frankreich und wieder Russland. Fast jeder endete mit „1000 Küsschen Dein Wolf“. Manchmal, wenn er ungehalten war,

etwa weil lange kein Brief von ihr gekommen war, gab es nur „950 Küsschen, Dein Wolf“.

*

Hurra! Ein Tag des Triumphes! Wir haben es am Türrahmen gemessen: ich bin jetzt ein Meter alt. Nunni beschließt, das muss gefeiert werden. Bei Gränzsdörfer gefeiert werden. Also im Himmel: Konditorei Gränzsdörfer. Auf halbem Wege, an der katholischen Kirche, kommt uns eine Frau entgegen. Sie hat es erkennbar eilig, sieht Nunni, erkennt sie, blickt zur Seite und will an uns vorbei hasten.

Nunni: „Guten Tag, Frau Selkowski, wie geht es Ihnen?“

Sie: „Danke gut, Frau von Trotha. Ich ...“

Nunni: „Geht es Ihrem Mann auch gut? Ich habe ihn neu-lich gesehen, da sah er so blass aus?“

Sie: „Nein, es ist alles in Ordnung. Ich bin ...“

Nunni: „Ein Wunder ist es ja nicht. Die Zeiten sind schlecht. Die Idee mit den Lebensmittelkarten mag ja gut sein. Aber was helfen mir Lebensmittelkarten, wenn es nichts zu kaufen gibt.“

Sie: „Sie haben recht. Es ist schrecklich. Aber ich muss ...“

Nunni: „Wenn das unser alter Goethe wüsste. In München hat gerade eine Aufführung seines ‚Faust‘ stattgefunden. Eine ganz moderne Interpretation. Faust hat Hunger und verschluckt sich an einer Gräte. In Westdeutschland soll doch alles besser sein. Aber die haben wohl auch kein Fleisch auf den Knochen.“

Wenn Nunni sich ihren Goethe vornimmt, bedeutet das zweierlei: Erstens sie ist guter Stimmung. Zweitens sie hat Zeit. Sie steht ganz ruhig. Frau Selkowski steht zappelig in ihren ausgetretenen Schuhen. Ihr Blick schweift in die Rich-

tung, in die sie gehen möchte. Nunni ist noch nicht am Ende. Ich zerre an Nunni, will in den Himmel. Nach drei, vier endlosen Minuten gelingt es Frau Selkowski, sich loszureißen und geht. Nunni wendet sich wieder gen Himmel, nimmt mich bei der Hand und sagt: „Eine schwatzhafte Person.“

3

Der Wechsel der Besatzer lag da schon lange zurück. Der Frontverlauf der Alliierten-Armeen in den letzten Kriegsmonaten 1945 hatte die Amerikaner nach Thüringen geführt. In Jalta war verabredet worden, dass Thüringen russisches Besatzungsgebiet werden soll. So wie in West-Berlin die Amerikaner, Franzosen und Engländer residieren sollten, zunächst aber die Russen standen. Im Juni 1945 hatte das VIII. US-Corps seinen Sitz in Weimar genommen und mit dem Aufbau einer amerikanischen Militärregierung begonnen.

Nunni war wie alle Menschen in Weimar überrascht, als die Amerikaner am 3. Juli abzogen und am gleichen Tag die sowjetischen Truppen einmarschierten. Die 8. Gardearmee unter Generaloberst Tschuikow bezog im nahe gelegenen Nohra Hauptquartier. Tschuikow hatte in Stalingrad gekämpft, Berlin mit erobert und war einer der profiliertesten sowjetischen Soldaten der Nachkriegszeit. Am 3. Juli fing an, was als Sowjetisch Besetzte Zone (SBZ), DDR, Mauerbau und Deutsche Einheit in die Geschichtsbücher eingehen sollte.

„Da ist was los, Panzer!“ Die Murmeln bleiben liegen im Sand. Schluss mit dem „Kästchen hüpfen“. Alle rennen die Cranach-Straße herunter. Alheit, die Schwester, immer an meiner Seite. Von Ferne sehen wir sie schon. Einer nach dem anderen biegen sie in gemächlichem Tempo von links in die Cranach-Straße, fahren in die Richtung, in die wir rennen, auf die katholische Kirche zu. Schon sind wir an der Ecke Engelsring. Die Großen sagen, die Welt ist klein. Für uns Kleine ist die Welt groß. Die Häuser sind sehr hoch, die Bäume auch. Die Straße ist eine tiefe Schlucht. Später werde ich darüber lächeln.

Wir sehen nicht das Grau der Wände. Kaputte Fenster? Na, die gibt es doch überall. Farben kennen wir nur von Bildern. Aber diese Panzer! Ungetüme. Schon sind wir ihnen ganz nahe. Halten uns die Ohren zu. Eine Kette bremst ab, die andere wird schneller, so schaffen sie die Kurve. Das Pflaster wird aufgegraben. Wir winken, Alheit neben mir. Aus den geöffneten Luken winken Uniformierte. Schwarze darunter wie ich sie nur aus dem Struwelpeter kenne, richtige Schwarze, die weiße Zähne zeigen. Sie werfen kleine Schokoladentafeln zu uns. Ich bücke mich nicht. Alheit gibt mir ein Täfelchen Schokolade. Es ist die erste meines Lebens. Was ist lange, was ist kurz? Für Kinder vergeht die Zeit anders. Dann ist der letzte Panzer um die Ecke gebogen. Und es wird still. Der Hauch der Geschichte hat mich erstmals angeweht. Den Einzug der sowjetischen Truppen bemerken wir nicht.

Flucht und zögernde Ankunft

Vor Weihnachten ging es wieder in die Schule. Achte Klasse, wie mit der Behörde verabredet, Pestalozzi-Schule, wie gehabt. Wir hatten unseren Teil eingehalten. Die andere Seite nicht. Um Ostern schlug die Nachricht ein: Wer zweimal die 8. Klasse besucht, darf von Gesetzes wegen nicht auf die Oberschule. Fassungslosigkeit. Ratlosigkeit. Was tun? Nur zwei Wege zeigten sich. Frau Dolgert von der Schulbehörde fand eine Lehrlingsausbildung das Beste. Ich hatte doch bei den Pittkows gezeigt, fürs Praktische zu taugen. Im Uranbergwerk Wismut fehlten Leute. Da wollte sie mich anmelden. Der andere Weg: Flucht in den Westen.

Nunni ließ mir die Wahl und ich habe sie sofort getroffen. Es war kein Votum für die FDGO, die Freiheitlich Demokratische Grundordnung des Grundgesetzes. Sie interessierte mich so wenig, wie mich der erste Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden interessierte. Der 15-Jährige wählte das Abenteuer. Später, als ich lernte, Abenteuer ist nicht nur die außergewöhnliche Geste, sondern das Bewältigen des Alltags, habe ich für die DDR neben der entschlossenen Gegnerschaft auch Verständnis entwickelt. Es hat für mich etwas Anrührendes, dieser Versuch, sich Wurzeln ausreifend vom Nazireich abzuwenden, dessen materielle und sittliche Zerstörung Deutschlands den umfassenden Neuanfang nahelegte. Viele Gründer waren Idealisten. Sie wollten besser sein, eine bessere Welt schaffen, Gleichheit und Glück für alle bringen. Es ist die gute Absicht des Anfangs, die dem Scheitern die Dignität der Tragik gibt. Doch all das interessierte den Knaben nicht, er wollte das Abenteuer – und er kriegte es.

Der Tag riecht nicht nach Besonderem. Nicht nach Grundsatz, nach Entscheidung. Nicht nach abgebrochener Brücke. Schon gar nicht riecht er nach Schrecken oder Katastrophe; auch nicht nach Geschichte. Die Sonne ist einfach aufgegangen, hat die Wolken nur teilweise beiseite geschoben, und jetzt sitze ich mit Nunni im 9.15 Uhr Zug nach Berlin.

Wir machen große Geschichte trotz des kleinen Koffers, kaum größer als ein Aktendeckel. Er liegt oben im Netz. Er darf nur klein sein, damit wir Geschichte machen können. Fluchtgeschichte. Wir kennen uns nicht, doch in 100 Zügen im ganzen Land der Arbeiter und Bauern sitzen wir Geschichtsschreiber. Wir zwingen Herrn Ulbricht erst zur Lüge, dann zum Mauerbau in Berlin. Wir bereiten den Triumph der Wiedervereinigung vor, weil wir die Schmerzen der Trennung auf die Höhe treiben. Der Koffer darf nur klein sein, denn es gibt Schergen an den Bahnhöfen, die Leute wie mich herausfischen wollen aus dem Strom der Menschen. Die uns vor Gericht stellen wollen, Republikflucht ist strafbar. Wer große Koffer hat, ist verdächtig. Mit kleinem Koffer wechselt niemand sein Leben. Damals stimmte das noch, später gingen die Menschen ohne alles Gepäck.

Nunni und ich reden nicht viel. Wir schauen zum Fenster hinaus, Täler, Hügel ziehen vorbei. Erich Kästners „Eisenbahngleichnis“ kenne ich noch nicht: die Mehrheit sitzt auf Holz. Die meisten Pflüge werden von Traktoren gezogen. Es gibt nur noch wenige Pferde auf den Feldern. Die Sonne verdrängt noch mehr Wolken, Licht- und Schattenspiele. Berlin Friedrichstraße. Wir gehen breite Treppen hinauf, Richtung S-Bahn. Viele Uniformen beobachten uns. Ich habe keine Angst, spüre, Nunni ist verkrampft. Ein Volkspolizist will

den Inhalt meines Koffers sehen: zwei Hemden, zwei Unterhosen, ein Pullover erregen keinen Verdacht. Auch die Zahnbürste nicht. Wir dürfen weiter gehen. In der S-Bahn redet Nunni wieder. In Lichterfelde steigen wir aus. Gehen zum Flüchtlingslager. Die Pforte liegt in der Sonne. Viele Menschen stehen am Eingang. Wir stellen uns ans Ende der Schlange. Als wir dran sind sagt Nunni, ihr Sohn wolle in die Bundesrepublik Deutschland. Dann umarmen wir uns. Nunni fährt nach Weimar zurück. Ich bin Flüchtling.

Helmut Schmidt und Deutscher Herbst

*

10 Uhr. Jeden Morgen gegen 10 Uhr sitzen wir im Zimmer von Christian Bauer. Besprechungsrunde. Kaffeerunde. Wolfgang Heinze sitzt auf dem Schreibtisch, der Schreibtischkante. Sprungbereit.

„Und wo bleibt die Glaubwürdigkeit?“

Solche Fragen aufzuwerfen ist sein Markenzeichen. Wolfgang Heinze, drahtig, Reserveoffizier beachtlichen Ranges, will nicht verletzen. Schleier wegreißen, das macht ihm Freude, Klarheit schaffen. Er wippt mit dem Oberkörper, guckt uns herausfordernd an. Christian Bauer schweigt. Er ist begabt zum Schreiben und zum Schweigen.

„Ohne Glaubwürdigkeit läuft doch nichts. Da kann Helmut Schmidt sagen, was er will.“ Nachlegen, nachfassen, nachbeißen, das ist Wolfgang. „Das haben wir doch bei Christian gelernt. Rede will motivieren. Wer Menschen motiviert, führt sie. Rede ist also Führung. Führen kannst du mit Gewalt, durch Vorbild und mit Worten. Wer bereit ist, sich durch Reden führen zu lassen, muss sicher sein, nicht hinters Licht geführt zu werden, muss darauf vertrauen, der Redner ist redlich.“

Wolfgang in Fahrt – alle in Not. Ein Fall für Fritz von Globig. Zu Fritz Globig sagen wir „Sie“. Der pensionierte Diplomat hat das nie gefordert. Manchmal, in lausbübi-schen Momenten, wenn sein Lippenbart vibriert, wenn er mit beiden Händen in sein für die Jahre erstaunlich volles Haar greift, meine ich, er wäre froh, sich mit uns duzen zu können. Er gehört nur halb zu uns Redenschreibern. Seine Aufgabe ist das Lesen. Er liest Bücher für den Kanzler, ist sein Vorleser. Über Nacht nimmt er sich prominente Neuerscheinungen vor, fasst das Wichtigste auf einer oder zwei Seiten zusammen. Anderntags kann Helmut Schmidt damit brillieren. Fritz Globig ist der Weiseste von uns.

„Wir wissen nicht, wie Vertrauen entsteht.“ Die braune Weste, der dezente Schlips, Globig ist eine Marke, sagt nie etwas leichthin. Immer gräbt er die Worte aus sich heraus.

„Vertrauen regiert die Welt. Man muss doch etwas darüber wissen“, schnappt Wolfgang.

„Vertrieben wird es durch mangelnde Wahrhaftigkeit, durch Übertreibung. Gewonnen wird es durch Lebenswandel, Leistung, Ausstrahlung. Ist ein Gemisch aus Wortinhalt und Vortragsweise, öffentlichem Auftreten und öffentlichem Ruf, gipfelt im Charisma. Aus Lebenserfahrung weiß ich, Führungskraft erwächst aus Anstand und Haltung. Es muss alles stimmen, was ihr dem Kanzler aufschreibt.“

„Wie verträgt sich das mit dem Diffusen, der Überparteilichkeit, der Notwendigkeit, vollendete Klarheit in den Kanzlerreden zu vermeiden?“ Wolfgang ist vom Schreibtisch gerutscht.

„Die Balance zwischen klaren Gedanken und vorsichtiger Formulierung zu wahren, macht die Dignität eures Berufs aus.“

Christian Bauer hat sich gerade ein Bonbon in den Mund gesteckt. Er verschluckt es. „Wir sind ja keine Lohnschrei-

ber. Den Kanzler manipulieren, pfui, das tun wir nicht. Wir helfen ihm, sich ganz zu entfalten, ganz der zu werden, der er ist.“

Wolfgang richtet sich auf, das Hemd spannt über der Brust. Wolfgang und seine Hemden. Blaue Hemden, er trägt ausnahmslos blaue Hemden. „Na, dann können wir ja richtig stolz sein.“

Christian Bauer fingert nach einem Schokoladenkeks. „Jeder wie er mag. Ich bin vor allem zufrieden mit unserer neuen Maschine.“

Mit dem verhaltenen Stolz dessen, der in der kafkaesken Unfasslichkeit öffentlicher Verwaltung etwas durchgesetzt hat, zeigt er auf den Schreibautomaten. Brusthoch und breit wie eine aufgeschlagene *FAZ* steht er im Sekretariat, das Neueste, was die Technik zu bieten hat. Auf die Scheibe kommt es an, so groß wie eine Schallplatte, glibberig wie Götterspeise. Auf ihr ist der Text gespeichert, kann korrigiert werden, ohne alles völlig neu schreiben zu müssen. Hinein mit ihr in den flachen Schlitz. Knopfdruck und, wenn das Glück einverstanden ist, los geht das diskrete Getöse. Erstaunlich schnell liegen sie im Körbchen, die sauber geschriebenen Textseiten.

Wolfgang steigt wieder auf seine Schreibtischkante. Hebt die Arme, holt Luft. Kriegt „Politikverdrossenheit“ noch raus.

„Gehen wir an die Arbeit.“ Christian Bauer steht auf. Wir verstehen, die Kaffeepause ist beendet. Ich liebe solche Gespräche, sie helfen den Sinn unserer Arbeit zu begreifen.

Die Tage des Aufbruchs waren vorbei. Die Tage des Frühlings, des heiter verspielten Protestes. APO und RAF beherrschten zunehmend die Schlagzeilen der Zeitungen. Außerparlamentarische Opposition und Rote Armee Fraktion, Gewalt, Todesboten.

Berlin. 27. Februar 1975. Peter Lorenz war Spitzenkandidat der CDU. Drei Tage vor der Wahl zum Abgeordnetenhaus. Kurz vor seinem Haus rammten sie sein Auto. Schlugen den Fahrer nieder, schleppten Lorenz in einen Keller in Kreuzberg. Geiselnahme. Erpressung. Sie forderten die Freilassung von sechs ihrer Freunde. „Bewegung 2. Juni“ nannten sich die Täter. Gaben ihre Tat als Rache für Benno Ohnesorg aus. Die Kugel eines Polizisten hatte Ohnesorg am 2. Juni 1967 tödlich getroffen. Bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien in Berlin. Später erfuhr es die Welt, der Polizist war DDR-Agent. Verwirrende Signale.

Stockholm. 24. April 1975. Das „Kommando Holger Meins“ stürmte die deutsche Botschaft. Fünf Männer und eine Frau, sie verbarrikadierten sich im oberen Stock. Nahmen 12 Geiseln. Verlangten die Freilassung von sechs RAF-Mitgliedern, darunter Andreas Baader, Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin. Die schwedische Polizei besetzte das Untergeschoss. Helmut Schmidt quälte sich. Rang mit sich, quälte sich. Leben gegen Erpressbarkeit, quälte sich und sagte: „Nein.“ Fünf Schüsse trafen den Militärattaché Andreas von Mirbach. Von hinten. In Kopf, Rücken und Bein. Die Treppe stießen sie ihn hinunter. Schmidt rang mit sich, quälte sich, blieb hart. Der Wirtschaftsattaché Heinz Hillegaard starb. Ermordet. Der Herbst begann vor dem Frühjahr.

Karlsruhe. 7. April 1977, Karfreitag. Siegfried Buback war Generalbundesanwalt. Auf dem Weg zu seinem Arbeitsplatz, Bundesgerichtshof, stoppte sein Auto an einer Ampel. Ein Motorrad fuhr direkt neben das Auto. Zwei Menschen, zwei grüne Integralhelme. Der Soziusfahrer zog das Gewehr, an Lauf und Schaft verkürzt, Selbstladewaffe HK43. Er schoss von oben auf die drei Männer im Auto.

Buback starb auf der Stelle. Sein Fahrer Wolfgang Göbel starb auf der Stelle. Georg Wurster starb fünf Tage später. „Kommando Ulrike Meinhof“, RAF. Es wurde kalt in Deutschland.

*

Frühstück in Nonnenberg. Morgen ist Ostern. Die Ostereier liegen auf dem Tisch. Die Hasenkapelle, fingerhohe Figuren, stehen im frischen Grün, jede ein Instrument in Händen: Trompete, Geige, Flöte und Pauke. Max hat sich von seinem Wutanfall erholt. Vom Fenster hat er beobachtet, Bauer Panzenbecker nebenan hat eine Kuh geschlachtet, jetzt hängt sie zum Ausbluten an einer Leiter.

„Mami, hol die Polizei. Das ist Mord! Das dürfen die doch nicht machen.“

10 Minuten Geschrei, Toben, Wut. Bis Wolf dazu tritt, in seiner tiefen, rauen Kinderstimme sagt:

„Max, warum regst Du Dich so auf. Es gibt doch noch genug Kühe.“

Wolf stopft sich zufrieden ein Schokoladenei in den Mund. Sophies festlich geschmückter Tisch ist der Mittelpunkt der Welt. Aber es hilft nichts. Gestern ist Siegfried Buback erschossen worden. Heute muss ich die Rede schreiben, die Helmut Schmidt in drei Tagen beim Staatsbegräbnis halten will.

Die Aufgabe hätte auch Peter Jabcke zufallen können. Peter mit dem Watschelgang und den gutmütigen Augen. Er ist schon länger dabei als ich. Christian Bauer ist im Osterurlaub, der hat Glück. Petra hätte es auch gut machen können. Frauen haben mehr Mut zu Gefühlen. Doch das Los fiel auf mich. Wer den Becher geschüttelt hat, weiß ich nicht.

Sonnabends wird im Bundeskanzleramt nicht gearbeitet. Nirgendwo im Regierungsviertel wird sonnabends gearbeitet. Erst recht nicht am Sonnabend vor Ostern. Die Straßen rings um das Kanzleramt, Görresstraße, Oberaustraße, Heinrichstraße, vorgestern war es unmöglich, hier einen Parkplatz zu finden. Heute sind sie verwaist. Wie nach einer Evakuierung. Vom Rhein steigt leichter Nebel auf. Das Bundeskanzleramt liegt wie ein großer schimmernder Fisch im Grün einer Wiese. Die braune Metallfassade des Amtes glänzt in der Feuchtigkeit. Ein kühler Tag im April.

Die Grenzschrützer am Kanzleramt prüfen meine Zutrittskarte. Die Tiefgarage, die Flure noch stiller als sonst. Die Stille bedrückt. Die Flure sind weit und groß und fremd. Der Schreibtisch ist eine sichere Barrikade.

Siegfried Buback, den Namen kenne ich aus der Zeitung. Generalbundesanwalt Buback. Mehr weiß ich nicht. An normalen Tagen schaden lückenhafte Kenntnisse nicht. Den Redenschreibern des Bundeskanzlers steht die gesamte Bundesregierung mit all ihren Ministern, Staatssekretären, Abteilungsleitern und Fachleuten als Informationsquelle zur Verfügung. Tag und Nacht. Vor ein paar Monaten habe ich den Verteidigungsminister Hans Apel nachts um drei Uhr aus dem Bett geklingelt. Nur er hatte die für eine Regierungserklärung des Bundeskanzlers jetzt erforderliche Information. Er kam aus dem Bett und gab freundlich Auskunft. Heute ist kein normaler Arbeitstag. An einem einfa-

chen Sonnabend sind die Bonner Beamten zu Hause. Am Sonnabend vor Ostern sind sie in den Ferien.

An normalen Tagen ist die Abwesenheit eines Beamten kein Problem. Der Beamte ist ersetzbar, hat einen Vertreter. Heute ist auch der Vertreter im Urlaub. An normalen Tagen sind die Ferienadressen wichtiger Leute bekannt. Heute ist niemand da, der sie sagen kann.

Kopf hoch. Vielleicht finde ich doch jemanden, der etwas über Buback und seine Begleiter weiß. Nach zwei Stunden: Nein. Nach vier Stunden: Nein. Internet gibt es noch nicht, die Bibliotheken sind geschlossen. Dann muss es ohne Informationen gehen. Ein erster Anlauf. Sechs, acht, zehn Stunden: ein wirbelnder Tanz in der Leere. Der Papierkorb ist voll von abgebrochenen Entwürfen. Zehn Uhr abends, ich verliere die Übersicht. Habe Sehnsucht nach den Kindern, packe meine Sachen. Die Männer vom Bundesgrenzschutz grüßen freundlich. Wie eine Schildkröte liegt das Haus jetzt in der Dunkelheit.

Max und Wolf gehören längst ins Bett. Ich bin glücklich, sie sind es noch nicht. Wir machen eine Kissenschlacht. Max ist das Wiesel, weicht gewandt den Geschossen aus, ist zäh, angriffsfreudig, unermüdlich. Wolf ist der Bär. Stark, bei allem Tempo zugleich behaglich. Das Spiel bleibt für ihn Spiel, wo es für Max beginnt, Selbstbehauptung zu werden. Sophie ist nachsichtig empört. „Du kescherst die Kinder auf.“ Ich weiß, sie hat recht. Sie weiß, das muss sein.

Eiersuchen am Ostersonntag, ich will dabei sein. Die Sonne scheint, also hinaus in den Garten. Er ist weit, die ersten Forsythien blühen. Im April gibt es nur wenige Stellen, bunte Eier, Schokoladenhasen und kleine Geschenke unsichtbar zu machen. Max' Augen flitzen hin und her, die Schritte folgen den Blicken. Wolf hängt an den Fersen des großen Bruders,

schaft es zugleich, dessen Zick-Zack gemächlich abzurunden. Die leichten Verstecke knackt Max. Die komplizierten entschlüsselt Wolf. Am Ende wird geteilt. Sophies Osterfrühstück, eine Freude für Herz und Auge. Ein Aktendeckel großes Stück Wiese hat sie im Garten ausgestochen und auf den Tisch gestellt. Zwischen der Hasenkapelle kringelt sich ein Regenwurm. Die rot, blau, gelb gefärbten Eier leuchten neben den Gänseblümchen noch bunter. Die Schokoladeneier im glitzernden Papier blitzen noch heller. Wir frühstücken zügig. In die Kirche kann ich nicht mitkommen. Die Rede, die Rede.

Die Grenzschrützer grüßen freundlich wie immer. Ich habe heute keine Zeit für ein Schwätzchen. Es wird zwei Jahre dauern bis eine Ostersonne die Skulptur „Large Two Forms“ von Henry Moore im warmen ocker-braun vor der dunkel drohenden Fassade des Amtes aufleuchten lassen wird. Geschmeidige Umarmung vor starrer Korrektheit. Jetzt ist der Platz grün. In der Tiefgarage kein Auto außer meinem. So lautlos wie heute waren die Flure des Kanzleramtes selbst gestern nicht. Leere, die fiebrig macht. Stille, die nicht zu überhören ist.

Sehr von Ferne nehme ich das alles wahr. Im Vordergrund: Was kann ich über Siegfried Buback sagen. „Feiger Mord“? Gibt es auch tapfere Morde? „Kämpfer für Freiheit und Demokratie“? War er das, oder war er mehr der Karrierist? „Diener der Gerechtigkeit“? Ist das ein rechtes Wort für einen Ankläger? Doch, eigentlich schon! Aber ganz genau? Zu abgegriffen? Sophie hat mir Butterbrote mitgegeben. Die beiden Eier, eins blau, eins rot, sind hier so fremd wie ein Harlekin am offenen Grab. Die Aktentasche fliegt auf den kleinen Tisch.

Der Papierkorb ist noch voll von gestern. Ich presse die geknüllten Seiten auf seinem Grund zusammen. Habe ich

gestern schon gemacht. Bald hilft das nicht weiter. Nach drei Stunden nochmal dasselbe, nach fünf Stunden noch einmal. Die Zeit läuft mir weg. Die Gedanken verwirbeln sich immer mehr. Schweiß bricht aus. Die Bilder im Kopf stehen, ich brauche Bewegung. Ich gehe nicht, ich renne zum Klo. Blanke Nervosität, grenzt an Panik, Hände waschen? Ich werde heute keinem Menschen mehr die Hand geben. Trotzdem. Es lebe die Gewohnheit. Rennen. Bewegung, Bewegung. Die Bilder im Kopf aus Ihrer Starre lösen. Also renne ich zurück zu meinem Schreibtisch, zur Folterbank.

Die Tür zu, rechts den Gang entlang. Noch 20 Meter bis zu meinem Zimmer. Linker Hand der Übergang zum Abteilungsbau. Plötzlich eine Gestalt. Sie stellt sich mir in den Weg. Maschinenpistole im Anschlag in Bauchhöhe, auf meinen Bauch gerichtet. „Was machen Sie hier?“ Ich will weiter rennen. Buback. Buback. Der Mann vertritt mir den Weg. Erst jetzt fange ich an zu begreifen. Grüne Uniform, ein Grenzschützer der Wachmannschaft. Er entschuldigt sich. Beim Wachwechsel haben sie vergessen, ihm zu sagen, jemand ist im Haus. Der Bewegungsmelder hat Alarm ausgelöst.

Hätte mir „Heftigkeit der Gefühle“ nicht eher einfallen können, das Wort, das Helmut Schmidt übermorgen sagen wird? „Der Zorn wird uns nicht zum Handeln im Affekt hinreißen.“ Helmut Schmidt wird daraus ein „veranlassen“ machen. Darauf bin ich nicht gekommen: „Der Rechtsstaat ist kein Staat der Ohnmacht gegen Verbrechen.“ Diese Lehre aus dem Dritten Reich hätte ich auch hinschreiben können. Habe ich aber nicht. Ist mir nicht eingefallen. Aber dem Kanzler.

30. Juli 1977. Oberursel. Jürgen Ponto war Vorstandssprecher der Dresdner Bank. Er saß auf gepackten Koffern. Wollte am Abend mit seiner Frau nach Südamerika fliegen. Vorher hatte sich Besuch angesagt, per Telefon. Susanne Albrecht, Pontos Patenkind, Tochter eines Studienfreundes. Sie klingelte und stand mit Christian Klar und Brigitte Mohnhaupt vor der Haustür. Sie überreichte Ponto einen großen Strauß Rosen, rot. Dann schossen sie ihn nieder. Eisblumen an den Fenstern in Deutschland, mitten im Sommer.

5. September 1977. Köln. Hanns Martin Schleyer war Präsident des Arbeitgeberverbandes. Drei Polizisten begleiteten ihn in einem Auto, das ihm folgte. Schleyer wollte nach Hause, nach Köln-Braunsfeld. 17.28 Uhr. Die beiden Fahrzeuge bogen in die Vincenz-Statz-Straße ein, ihren vier Mördern entgegen. Einer fuhr seinen Mercedes rückwärts aus einer Garageneinfahrt auf die Straße, versperrte Schleyers Wagen den Weg. 119 Schüsse gaben die RAF-Täter ab. Der Fahrer Mareisz war sofort tot. Einer der Täter sprang auf die Motorhaube des Begleitwagens. Feuerte aus seiner polnischen Maschinenpistole MP-63 durch die Frontscheibe ins Wageninnere. 60 Einschüsse trafen den Fahrer Reinhold Brändle. Roland Pieler sprang aus dem Auto, schoss zurück, traf aber nicht. Helmut Ulmer schoss zurück, traf aber auch nicht. Alle drei starben.

Schleyer blieb unverletzt. Sie schleppten ihn in die Tiefgarage des Hauses Wiener Weg 1b, wechselten dort das Fahrzeug. Brachten Schleyer in die Wohnung 104 des Hochhauses Zum Renngraben 8 in Erftstadt. Mit Schaumgummi hatten sie einen Wandschrank schallgedämmt. In diesem Käfig musste Schleyer die meiste Zeit verbringen.

Die Freilassung von elf Terroristen forderten sie, Baader, Ensslin, Raspe wieder dabei. Helmut Schmidts Schritte wurden immer schwerer. Gebeugter Oberkörper. Atlas trug die Last der Welt. Das Gesicht schmaler, die Haut fahl. Ringe unter den Augen. Fester Blick. Quälte sich, rang mit sich, blieb hart. Deutschland in Winterstarre erstarrt.

Die Verhandlungen dauerten, zogen sich hin. Wo war Schleyer? Mitten in Deutschland musste er doch zu finden sein. Die Entführer schickten Bilder von ihm an die Zeitungen. Um den Druck auf die Regierung zu erhöhen. Schleyer litt furchtbar, das konnte jeder sehen. Helmut Schmidt litt furchtbar, das sahen nur wenige. Er quälte sich, blieb hart. Eine beispiellose Suchaktion begann. Ganz Deutschland der Heuhaufen.

*

Das gehört sich so, geheimnisvolle Räume müssen im Keller liegen. Das Lagezentrum des Bundeskanzleramts liegt im Keller. Das gehört sich so, die langen Gänge dorthin führen über modrige Stufen, durch mattes Halblight, Spinnweben an den Wänden und schauriges Echo selbst auf vorsichtige Schritte. Nicht so das Lagezentrum im Bundeskanzleramt. Wenige Stufen führen hinab, gut beleuchtet, Beton strahlt Sicherheit aus. Ich bin enttäuscht.

Das Innere entspricht meinen Erwartungen eher. Im Halbdunkel spärlicher Beleuchtung erkenne ich geheimnisvolle Geräte, brusthohe Kästen, scheinbar wahllos in den Raum gestellt. Eckige, auch runde Gestelle, mit blinkenden, verträumt vor sich hin tänzelnden Lämpchen in rot, gelb, grün. Ein leichtes Summen liegt in der Luft. Sie ist verbraucht. Das gehört sich für einen Keller der Geheimnisse. Weit hinten,

das Geviert im Licht einer Bürolampe, ist mein Arbeitsplatz: ein Schreibtisch, Papier, Stifte in einem Becher, zwei Telefone. Beobachtungen aus der Bevölkerung aufnehmen, die zu Martin Schleyer führen können, das ist meine Aufgabe. Ein Mann löst sich aus dem Dunkel. Er weist mich in meine Arbeit ein. Ich werde ihn in der ganzen Nacht nicht wiedersehen. Nachtdienst im Lagezentrum. Jeder ist mal dran. Heute hat es mich getroffen.

Eines der Telefone klingelt. Eine Frauenstimme, rauchig tief:

„Ich weiß, wo Schleyer ist. Mein ganzes Leben lang habe ich Eingebungen. Niemand glaubt mir, es ist furchtbar. Cassandra-Schicksal. Manchmal überkommt es mich beim Frühstück. Oder beim Zu-Bett-Gehen. Ich will es ja gar nicht. Aber es kommt über mich. Schleyer ist in Köln. Ich habe sein Bild vor mir gehabt, als ich beim Einkaufen die Milchtüte in die Tasche gesteckt habe. Er leidet. Er wird in einer bescheidenen Wohnung in Köln festgehalten. Den Namen der Straße konnte ich nicht lesen. In der Nähe ist eine Autobahn.“

Sie redet und redet. Vieles klingt wirr. Manches scheint Hand und Fuß zu haben. Vor mir liegt die Telefonnummer, die ich anrufen soll, wenn ich etwas erfahre, das nur irgendwie nach einer Spur aussieht. Die Frau beeindruckt mich. Müssen wir nicht jedem Hinweis folgen, wenn so viel auf dem Spiel steht? Ich rufe die Nummer an. Standleitung, Pülach? Meckenheim?

„Das sind alles Spinner“, höre ich. „Gewöhnen Sie sich daran, Sie werden noch viele Anrufe dieser Art kriegen.“

„Aber es könnte doch ...“

„Manchen Hinweisen gehen wir nach. Alles Quatsch.“
Der Beamte hat es eilig, hängt auf.

Das Telefon klingelt. Wieder eine Frau. Schwere Zunge. Betrunkene? „Ich habe ihn im Traum gesehen.“

„Sagen Sie, sagen Sie wo?“

„Ich weiß es nicht. Er hat mir ein Zeichen gegeben. Die Finger gekreuzt. Das heißt: wachsam sein. Morgen wird er am Fenster stehen. Schicken Sie jemanden hin.“

„Haben Sie vielleicht das Schleyer-Bild geträumt, das gestern im Fernsehen gezeigt wurde?“

„Na, wenn Ihr nicht wollt.“ Sie knallt den Hörer auf den Apparat.

Der hellste Punkt in der Halle ist die Lampe auf meinem Schreibtisch. Aus der Dunkelheit zwinkern mir die Signalleuchten leise summender Maschinen zu. Lachen sie über mich? Mitternacht ist vorbei. Die Telefone klingeln nicht seltener, sondern öfter. Das eine klingt schriller als das andere. „Meine Freundin hat mir erzählt.“ – „Ich habe die Karten gelegt.“ – „In der Wohnung über mir gibt es so komische Geräusche.“ – „Die Sterne reden eine klare Sprache.“ – „Er ist schon tot.“ – „Ich habe ihn gestern beim Joggen im Kottenforst gesehen.“

Es ist vier Uhr. Das Telefon klingelt seltener. Die Luft ist trocken, der Mund ist trocken, der Hals ist starr. Noch ein Klingeln. „Ich weiß, wo Hans-Martin Schleyer ist.“

„Sagen Sie wo?“

„Nein, ich sage es nicht. Ihr wollt es ja wissen. Was ist es euch wert?“

Was soll ich antworten? Die Augenlider werden immer schwerer. Jetzt bin ich hellwach. Ich weiß nichts von einer ausgeschriebenen Belohnung für sachdienliche Hinweise, so heißt das im Sterilisationskocher der Amtssprache. Was kann es der Regierung wert sein, nicht mehr als ohnmächtig vorgeführt zu werden? Was lassen wir uns ein Menschen-

leben kosten? Den befreienden Jubelschrei: Wir haben ihn!
Schluss mit der Erpressung! 1 Million? 100 Millionen?

Der Mann keucht. Junky? Fordernd.

„Los, sagen Sie schon!“

Na ja, erst mal an die Nachricht kommen: „1 Million.“

„Lächerlich!“, klack, er hat aufgelegt. Oh Gott, habe ich die Rettung Schleyers und der Regierung vermasselt? War das eine wenn auch noch so kleine Möglichkeit zur Rettung? Kann man die Telefonnummer zurückverfolgen? Die Müdigkeit greift mir in die Augen. Ich rufe wieder auf der Standleitung an – Pullach? Meckenheim?

„Alles Quatsch. Solche Leute rufen bei uns ständig an.“

Wirklich alles Quatsch? In der Not, ist da nicht jeder Strohalm recht? Ich habe die Republik nicht gerettet. Es fällt schwer, die Augen offen zu halten. Draußen muss jetzt schon Licht sein. Der Raum füllt sich langsam mit Menschen, die zur Arbeit kommen. Ich gehe grußlos. Die aufgehende Sonne saugt mir die Müdigkeit aus den Knochen.

6

Später sickerte durch, einige Polizisten vermuteten Schleyer in dem Hochhaus in Erfstadt. Die Wohnung 104 erfüllte komplett die typischen Anforderungen der RAF an konspirative Wohnungen. Das Haus lag in Autobahnnähe, hatte eine Tiefgarage, mehrere Mieten waren bar im Voraus bezahlt worden. Sie meldeten ihren Verdacht an den Krisenstab in Köln. Niemand ging der Meldung nach. Einer der Beamten hatte sie in die falsche Ablage gelegt. Schicksal am seidenen Faden.

Helmut Schmidt wurde schmaler, noch blasser. Die Familie Schleyer war bereit, 15 Millionen D-Mark Lösegeld zu zahlen. Die Übergabe wurde von Behörden verhindert. Der Versuch des Sohnes Schleyer schlug fehl; er wollte die Freilassung der RAF-Terroristen mit einer einstweiligen Anordnung des Bundesverfassungsgerichts durchsetzen. Helmut Schmidt quälte sich, blieb hart.

13. Oktober 1977. „Landshut“. Boeing 737-200 der Lufthansa, Flug von Palma de Mallorca nach Frankfurt. 87 Menschen an Bord. Im Kosmetikkoffer und einem Radio gelang es, die Kontrollen zu überlisten. Zwei Männer und zwei Frauen schmuggelten zwei Pistolen, vier Handgranaten, 500 Gramm Plastiksprengstoff in die Maschine. Entführung im französischen Luftraum. Die gleichen Forderungen wie die Schleyer-Entführer. Nach Larnaka sollte das Flugzeug fliegen, gaben die Täter vor. Zwischenlandung in Rom fürs Auftanken. Den Weiterflug verhindern. Deutschland bat Italien, die Reifen des Flugzeugs zu zerschießen. Nichts geschah, Abflug. Nächste Station Dubai. Danach Aden. Notlandung dort neben der mit Fahrzeugen versperrten Piste. Treibstoffmangel. Glanzleistung des Piloten Jürgen Schumann. In Aden wurde er erschossen.

Weiterflug mit Co-Pilot Jürgen Vietor nach Mogadischu. 17. Oktober 1977. 4.30 Uhr landete die Maschine in Mogadischu. Die Klimaanlage im Flugzeug fiel aus. Letztes Ultimatum, Freilassung der RAF-Mitglieder bis 15.00 Uhr, sonst sprengen wir die Maschine. Der Sprengstoff war schon scharf gemacht, die Passagiere mit Benzin übergossen. Die Bundesregierung täuschte vor, auf die Forderung der Entführer einzugehen. Fristverlängerung bis anderntags 1.30 Uhr. 7 Minuten brauchte die GSG 9 für die Operation Feuerzauber. Drei der Entführer starben dabei. Alle Geiseln kamen

frei, unverletzt. Am selben Tag begingen Raspe, Ensslin und Baader Selbstmord. Tags drauf meldete die RAF den Tod Hanns Martin Schleyers. Seine Leiche wurde im Kofferraum eines Autos in Mühlheim gefunden. Deutschland jubelte und war erschüttert. Hätte ich im Lagezentrum des Kanzleramtes fester auftreten müssen?

7

Helmut Schmidt war fest zum Rücktritt vom Amt des Bundeskanzlers entschlossen, sollte die Befreiung der Landshut misslingen. Die Männer der GSG 9, voran ihr Chef Ulrich Wegener, hatten sein Schicksal in der Hand. Sie retteten ihm das Amt. Die Verantwortung blieb, an der er sichtbar schwer trug. Sah er bisher schlecht aus, hatte er jetzt das Aussehen eines Kranken. Bei seinen öffentlichen Auftritten unverändert fest und seiner selbst gewiss, sahen wir einen anderen Schmidt. Lief er früher gebeugt über die weißen Teppichböden der Flure des Kanzleramtes, so ging er jetzt gebückt. Schritt er früher langsam, jetzt war jeder einzelne Schritt eine Überwindung. Die schwerste Stunde seines Lebens verbrachte er beim Staatsakt für Schleyer, saß neben dessen Witwe, die ihm Mitschuld am Tode ihres Mannes gab. Es vergingen Monate, bis sein Gang wieder straff, die Farben seines Gesichts wieder frisch waren. Bis wieder hervortrat, was einen Teil seines Charmes ausmachte, seine burschikose Jungenhaftigkeit, die er nur im kleinen Kreis zeigte.